

lich ihre Bekanntschaft gemacht, da rückt sie dann sogleich mit dem echt mütterlichen Anliegen heraus, er möge doch ein Tagebuch über Goethe's Tageeseintheilung, wann er Gesellschaft gegeben oder in Gesellschaft gegangen und Dergleichen halten und ihr monatlich zuschicken, damit ihr die Unbehaglichkeit der Entfernung weniger fühlbar sei. Ein anderes mal schreibt sie:

Es ist ein großes Zeichen Ihrer Liebe und Freundschaft, daß Sie eine genaue Beschreibung von meiner Person verlangen, hier schicke ich Ihnen zwei Schattenrisse — freilich ist an dem großen die Nase etwas zu stark, und der kleine zu jugendlich, mit alle Dem ist im Ganzen viel Wahres drinnen. Von Person bin ich ziemlich groß und corpulent, habe braune Augen und Haar — und getraute mir die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen. Viele Personen, wozu auch die Fürstin von Dessau gehört, behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre. Ich kann das nun eben nicht finden — doch muß etwas daran sein, weil es schon so oft ist behauptet worden. Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters — daher thu' ich Alles gleich frisch von der Hand weg —, das Unangenehmste immer zuerst — und verschlucke den Teufel (nach dem weisen Rath des Gevatters Wieland) ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falten —, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich Dem Trost, der mich in gutem Humor übertreffen wollte. Nun, lieber Sohn, kommen Sie einmal und sehen Sie das Alles selbst mit an.

Mit großem Jubel erzählt sie von einer Aufführung des „Göz von Berlichingen“:

Die Frage: „Wo seid Ihr her, hochgelahrter Herr?“ und die Antwort: „Von Frankfurt am Main“ erregten einen solchen Jubel, ein Applaudiren, das gar lustig anzuhören war, und wie der Fürst (denn Bischöfe dürfen hier und in Mainz nicht aufs Theater) in der dummen Behaglichkeit dasaß und sagte: „Pos, da müssen ja die zehn Gebote auch darin stehen“ —, da hätte der größte Murrkopf lachen müssen. Summa Summarum: ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spectakel.

Und dazu noch das Postscript:

Dienstags den 30. Mai wird auf Begehren des Erbprinzen von Darmstadt „Göz von Berlichingen“ wieder aufgeführt. Pos, Frisch, das wird ein Spaß sein!

Auch weiß sie die Weimaraner gar gründlich über Goethe's längeres Außenbleiben in Italien aufzuklären:

Daß er gegen seine Freunde kalt geworden ist, glaube ich nicht, aber stellen Sie sich an seinen Platz — in eine ganz neue Welt versetzt, in eine Welt, wo er von Kindheit an mit ganzem Herzen und ganzer Seele dran hing —, und den Genuß, den er nun davon hat. Ein Hungeriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und Niemand wird's ihm verargen können.

Eine andere edle Frau, die wir in diesem Briefwechsel näher kennen lernen, ist Charlotte v. Schiller, geborene v. Lengefeldt. Wir müssen für die Mittheilung dieser Fragmente aus Briefen Derselben an den Freiherrn v. Stein, ihren Jugendfreund, um so dankbarer sein, da es einem geistlichen Herrn in Schwaben, Dessen Buch Strauß in doppeltem Sinne einen Schwabenstreich nennen konnte, gefallen hat, durch kleinliche Insinuationen, wie dergleichen in majorem dei gloriam von jeher den geistlichen Herren in und außer Schwaben ganz besonders geläufig gewesen sind, über ihren Charakter ein zweideutiges Licht zu verbreiten. Daß Schil-

ler's Gattin an Geist und Bildung seiner würdig gewesen, hat später Hoffmeister in seinen „Nachträgen zu Schiller's Werken“ durch Wiederabdruck ihrer in den „Horen“ erschienenen Gedichte stillschweigend bewiesen; hier zeigt sich aber auch, daß sie ganz dieselbe ideale Gesinnung gehegt habe, die wir an Schiller kennen. Sie spricht ihre Freude darüber aus, daß ihr ein Sohn und nicht eine Tochter geschenkt sei:

Es würde mir recht viel Aufopferung kosten, eine große Tochter um mich zu sehen, weil ich zu hohe Begriffe habe von Dem wie unser Geschlecht sein könnte, und durch Alles was die Frauen umgibt, wird ihre Bildung verhindert so zu sein wie es meine idealische Weiblichkeit sein sollte. Und ich mag immer lieber das hohe Bild in mir herumtragen und selbst danach streben, als ein Wesen das so nahe mit mir zusammen hinge, das ich wie mich selbst ansähe, den gewöhnlichen Weg ohne Rettung wandeln zu sehen.

Man kann Hrn. Kahlert nur Recht geben, wenn er in der Vorrede die Frau als Schiller's Schutzgeist bezeichnet. Die Übereinstimmung der Denkungsart Beider zeigt sich auch noch in einem ganz bestimmten Punkte. Sie erzählt von Schiller's Erhebung in den Adelsstand. „Da es einmal geschehen ist“, schreibt die adelig geborene Frau an den adeligen Herrn, „ist man der Kinder wegen schuldig, es nicht fallen zu lassen“; das Diplom, setzt sie hinzu, sei so abgefaßt, daß Jeder sehen könne, daß Schiller ganz unschuldig daran sei. Fast mit denselben Worten meldet bekanntlich Schiller den Vorfall an Wilhelm v. Humboldt. Und endlich finden wir hier noch einen Brief von Schiller selbst an die Frau v. Stein, in welchem er erklärt: da er nun zwei Jahre in Weimar wohne, ohne nach Hofe eingeladen zu sein — ohne Zweifel weil er eben nicht von Adel war —, so wünsche er wegen seiner Kränklichkeit auch ferner davon ausgeschlossen zu bleiben.

Die vierte Sammlung, die uns hier vorliegt, ist mehr für Schiller als für Goethe von Wichtigkeit, denn von Diesem findet sich nur eine Anzahl Billete an A. W. v. Schlegel vor, die ganz specielle literarische Gegenstände betreffen, ein Brief, in dem er Denselben zur Mitarbeit an der „Jenaer Literaturzeitung“, welche der nach Halle ausgewanderten „Allgemeinen Literaturzeitung“ gegenüber gegründet wurde, auffodert, und ein anderer aus späterer Zeit, in welchem er sein Interesse für die Poesie der Indier und seinen Protest gegen die bildende Kunst derselben ausspricht. Dagegen ist von Schiller der Brief gegeben, in welchem er wegen eines Aufsatzes von F. Schlegel in Reichardt's „Lyceum“, in welchem die „Horen“ heftig getadelt worden, A. W. v. Schlegel die Freundschaft aufkündigt. Merkwürdig ist es, wie angelegentlich sich A. W. v. Schlegel in seiner Antwort, die hier aus dem Concepte ebenfalls abgedruckt ist, bemüht sich zu rechtfertigen, wobei er von der ewigen Dankbarkeit spricht, die er Schiller für so viel Güte und Theilnahme an seinem Glück schuldig sei u. s. w. Von dem berufenen Epigramm:

So lang' es Schwaben gibt in Schwaben,
Wird Schiller stets Bewund'rer haben.
Ist hier noch ganz und gar nicht die Rede.